



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

---

## Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

(Fortsetzung)

Von Mutter M. Tertula

**G**s wurde ungefähr 6 Uhr, ehe wir abfahren konnten, da nachts ein schweres Gewitter war und es erst gegen 5 Uhr zu regnen aufhörte. Hier gibt es ja keine Dämmerung. Die Sonne geht um 6 Uhr auf und um 6 Uhr unter. Die Reisegesellschaft bestand außer den Angestellten aus vier Personen. Der Aufstieg ging gut. Bald waren wir hoch über den Wolken. Nur hie und da konnten wir etwas von der Erde sehen. Das Wolkenmeer schloß sich zusammen und es kam uns vor, als flögen wir über eine herrliche Schneelandschaft. Über uns war der grau-bläuliche Himmel. Unser Flugzeug legte per Stunde ungefähr 350 Kilometer zurück. Nun ging es durch die Wolken, weil wir sonst den Weg verfehlt hätten. Unter dieser Schicht sahen wir wieder endlos scheinende Urwälder, in denen ab und zu Wasserspiegel und Flüsse sichtbar wurden, große Strecken Morast und Sumpf, wo kein Lebewesen zu entdecken war. Scharen weißer Vögel flogen über den Kronen der Urwaldbäume dahin. Stellenweise entdeckten wir auch schöne grüne Weideplätze; hier sollen viele wilde Tiere, besonders aber die Elefanten hausen. Ein Missionar erzählte uns, daß die Regierung in einem Distrikt erlaubt habe, 700 Stück zu erlegen, weil sie den Leuten die Felder verwüsteten. Einer von den Piloten kam schnell von seinem Sitz zu uns herunter und zeigte uns eine kleine Gruppe wilder Tiere auf einer Dase. Das Getöse der Flugmaschine hatte ihnen Furcht und Angst eingejagt. Sie stoben auseinander und im selben Augenblick waren sie schon im Dickicht verschwunden.

Mit Besorgnis nahmen wir wahr, daß die Wolken sich immer dunkler färbten. Wir fragten uns, was wohl geschehen würde, wenn in dieser Wildnis eine Notlandung stattfinden müßte; denn man sah nur Bäume, Sumpf und Morast. Und übrigens, wenn der Nebel sich mehr auf die Erde gelegt hätte, wäre an eine Landung nicht zu denken gewesen. Wir suchten Hilfe bei dem, der alles geschaffen!

Kurz vor Coquilhatville kamen Sturm und Regen. Auf dem Flugplatz stand man bereit, um uns abzuholen. Mit großer Sorge sah jedermann die Gefahr, in der wir uns befanden. Mutter Nivarda, die uns ebenfalls abholen wollte, erzählte uns, daß die Europäer laut vor Angst geschrien hätten. Das Flugzeug war durch die dunklen Regenwolken so nahe zur Flughalle gekommen, daß es beinahe angestoßen hätte und eine Explosion zu fürchten war. Zum Glück konnte es sich noch einmal erheben, es flog noch ungefähr 10 Kilometer

weit, machte verschiedene Wendungen und konnte dann die richtige Einfahrt nehmen. Wir schaukelten und gaukelten da oben in der Luft und hielten uns an unsern Sesseln gut fest. Die eigentliche Gefahr kannten wir selbst nicht. Ein inniges „Deo gratias“ flog zum Himmel, als wir festen Boden unter uns fühlten. Die Missionare, welche uns abholten, erklärten uns dann die außerordentliche Gefahr, in der wir geschwebt hatten. Gott sei Dank sind wir mit Sorge und Angst davon gekommen. Wir haben in  $2\frac{3}{4}$  Stunden eine Strecke zurückgelegt, wofür wir auf dem Strom sechs Tage und Nächte nötig gehabt hätten. In der Kathedrale von Coquilhatville brachten wir unserm Herrgott unsern Dank für seinen gütigen Schutz dar. Dann machten wir einen Besuch an den Vertreter des hochwürdigsten Herrn Bischof; Se. Exzellenz weilt gegenwärtig in Europa. Und dann ging es in einer viertelstündigen Autofahrt nach Bamania, unserer ersten Missionsstation im Kongogebiet. Vor dem Schwesternkloster standen die ehrwürdigen Schulbrüder mit ihren Schülern und unsere Schwestern mit ihren Schülerinnen und sonstigen Schutzbefohlenen zum Empfang bereit. In Gedichten und Liedern wurde der Wiedersehensfreude Ausdruck gegeben. Da am nächsten Tag ein Schiff nach Flandria ging, nahmen wir die Gelegenheit wahr, auch diese Station gleich zu besuchen. Wir fuhren mit einem Lastauto zum Ruki-Strom, einem Nebenfluß des Kongostromes. Unser Schiff lag am Ufer. Auf dem oberen Deck waren zwei Kabinen mit je zwei Betten für Europäer. Die Eingeborenen hielten sich in den unteren Schiffsräumen auf, und die beiden Rähne, die links und rechts am Schiff befestigt waren, waren mit Brandholz beladen, welches als Heizmaterial dienen mußte. War der Vorrat verbraucht, dann wurde an verschiedenen Stellen angelegt und neuerdings Holz geladen.

Im Abenddunkel leuchteten die hochaufliegenden Feuerfunken, die vom Maschinenraum aufstiegen, wie Raketen, die man bei festlichen Gelegenheiten losläßt. Es schien, als wollten sie mit den unzähligen Sternen und Sternchen, die am Himmel funkelten, wetteifern. Dazu gab noch der lange und breite Wasserspiegel des Ruki einen glänzenden Widerschein.

Auf den beiden Rähnen war lustiges Leben. Die Frauen kochten für ihre Familien. Wenn der Eingeborene reist, muß Kind und Regel mit. Die Hühner im Körbchen müssen sogar für frische Eier sorgen. Mehrere dicke Holzscheite lagen auf einem Blech und loderten zu einem hellen Feuer auf. Darüber stand der Kochtopf auf einem Dreifuß und war gefüllt mit Maniok, der Lieblingsspeise der Eingeborenen. Als Deckel dienten festumwundene Bananenblätter. Auch ein Eierkuchen wurde zubereitet. Die Familienmitglieder saßen um diesen hochmodernen Herd und schoben, wenn es nötig war, das bren-



Palmöl-Fabrik in Flandria

(Photo: Archiv)

nende Holz nach. Auf diesen Stromschiffen muß man nämlich selbst für die Beköstigung sorgen. Es wurden Lebensmittel, Gemüse und einige Hühner eingepackt, diese konnte man aber nicht gebraten mitnehmen, sondern lebend, und sie spartelten darum in unserm Körbchen herum. Bei der großen Hitze verdirbt das Fleisch zu schnell. Wir selbst mußten nun auch für unsere leiblichen Bedürfnisse sorgen. Auf dem unteren Deck stand ein kleiner Kochherd, auf dem das Essen für die Europäer zubereitet wurde. Er war von den Reisenden und ihren Habseligkeiten dicht umlagert.

Eine Dame hatte ihren schwarzen Koch bei sich. Wir machten nun mit unserm Vorrat Gütergemeinschaft und der Koch übernahm es, auch für uns das Essen zuzubereiten. Mutter Nivarda, die schon weit über dreißig Jahre in der Kongomission tätig ist, begleitete uns und führte beim Koch, dessen Sprache sie meisterhaft verstand, die Aufsicht.

Unser Reiseziel, die Station Flandria, sollten wir in zwei Tagen erreichen; da aber gerade zunehmender Mond war, konnte der kundige schwarze Kapitän auch während der Nacht fahren. Fehlt das Mond- und Sternenlicht, dann müssen die Stromschiffe abends anlegen.

Inzwischen hatte der Schlaf uns die Augen geschlossen. Würdige Mutter teilte mit Mutter Nivarda die Kabine. Die belgische Dame und ihr Kind schliefen in der zweiten, und eine andere Ordensschwester und ich hatten das Vorrecht, die kühle Nacht auf Deck im Liegestuhl zubringen zu dürfen. Beim Tageslicht nahmen wir wahr, daß hier und da am Ufer recht



Würdige Mutter Generaloberin und Mutter Nivarda auf der Flandria-Mission  
(Photo: Archiv)

armselige Fischerwohnungen auftauchten. In ausgehöhlten Baumstämmen fahren sie oft tagelang auf dem Strom, um Fische und andere Erzeugnisse zum nächsten Markt bringen zu können. Unser Schiff hielt sogar einmal mitten auf dem Strom, weil ein Fischer in seinem primitiven Kahn auf uns zusteuerte. Er bot seine Fische zum Verkauf an. Die Eingeborenen waren gleich mit ihm am Handeln.

Nun wurden große, herrliche Palmenplantagen sichtbar. Das war für uns ein Zeichen, daß Flandria nicht mehr fern sei. Direkt am Ufer liegt eine große Ölfabrik, deren Besitzer eine europäische Firma ist. Die Ölpflanzenplantage ist tausende Hektor groß. Eine Menge Fässer lagen zum Versand des berühmten Palmöls bereit. Die rötlichen Nüsse an den schwarzen Kolben hängen wie große Traubentrossen an den Palmbäumen. Das Äußere der Nüsse wird in der Fabrik gepreßt, bis das Palmöl fertig ist. Der innere, haselnußgroße Kern wird nach Europa geschickt und dient zur Bereitung von Margarine, Palmine und Glycerin. In dieser Fabrik finden viele Arbeiter ihr tägliches Brot. Es werden ihnen auch nette Häuschen zur Verfügung gestellt. In nächster Nähe ist ein Hospital für die Kranken. Unsere Schwester Jakobä hat die Leitung der Pflege. Da wir, um zur eigentlichen Missionsstation Flandria zu kommen, an der Fabrik vorbeifahren mußten, machten wir rasch einen Besuch und gingen dann auf Schusters Rappen hin zum Kloster. Schwarze Jungens gingen mit unserm Gepäck voraus und meldeten bei den Schwestern unsere Ankunft. Auf dem Wege dorthin sahen wir eine große

Knabenschule, die zum Besitz der Olfabrik gehört. In der neuen, gereinigten Kirche konnten wir den Heiland begrüßen und dem nebenan wohnenden Pater Missionar einen kurzen Besuch abstatten. Flandria ist ein reiches Arbeitsfeld. Unsere Schwestern sind seit sieben Jahren dort tätig und unterrichten 160 Schulkinder. Im Kindergarten tummelten 40 kleine Knirpse herum.

Unter den hiesigen Volksstämmen sind der Mkundo- und der Boeowastamm am meisten vertreten, letzterer ist der niedrigste und verachtetste Sklavenstamm. Die Erwachsenen sind nur notdürftig und die Kinder gar nicht bekleidet. Von diesen armen Menschen gehören etwa 10 000 zum Missionsgebiet Flandria. Da braucht es noch viel Opfer und Gebet, um diesem Volke Kultur und Gottesdienst beizubringen. Diese armen Leute leben im Urwald; ihre Hütten sind von Baumrinden und Blättern gemacht. Sie wohnen in kleinen Dörfern zusammen, um Schutz gegen die wilden Tiere zu haben, und ernähren sich von Jagd und Fischfang. Feldbau kennen sie nicht. Die Lebensmittel, welche sie benötigen, tauschen sie ein gegen Fleisch, Fisch und Raupen.

Die Neuigkeit, daß Würdige Mutter angekommen sei, war bald verbreitet. Von nah und fern kamen Frauen, Männer und Kranke zur Begrüßung herbei. Sie brachten allerlei Geschenke, Hühner, Eier und Fische und erwarteten dann dafür selbstverständlich irgendeine Kleinigkeit. Wir besuchten die verschiedenen Schulräume und überzeugten uns, daß die Kinder strebsam und bildungsfähig sind. Die Schulaufgaben waren gut gearbeitet. Die Mädchen machten sehr nette Handarbeiten. Die Leistungen in Gesang, besonders beim Gottesdienst, mußten wir wirklich bewundern. Es war ergreifend, mit welcher Begeisterung sie die Oration für den Heiligen Vater sangen.

Bald überraschte uns die Nachricht, daß unser Schiff Mittwoch wieder zurückfähre. Da nahmen die Schwestern zu der Fabrikgesellschaft ihre Zuflucht. Diese stellte uns ihr Benzinbötchen zur Verfügung, und so konnten wir noch zwei Tage bleiben. Dann aber schlug die Abschiedsstunde wohl oder übel. Der hochwürdige Pater Missionar fuhr mit uns bis Bokuma. Nach dreistündiger Fahrt legten wir an einer Stelle an, wo sich der Urwald lichtetete. Hier war ein Christendorf. Die Leute hatten unsere Ankunft bald erspäht. Freudig umringten sie den hochwürdigen Pater Missionar, der ihnen bekannt war, und baten um seinen Priestersegen. Auch wir wurden herzlich begrüßt und mit Freuden zeigten sie uns ihre Häuser und ihre Topffabrikation. Sie machen Töpfe aus Lehm, trocknen sie an der Sonne und brennen sie im Feuer. Dann werden sie gefärbt und poliert und zum Teil verkauft.

Die Mittagsstunde hatte geschlagen. Unser kleines Boot legte

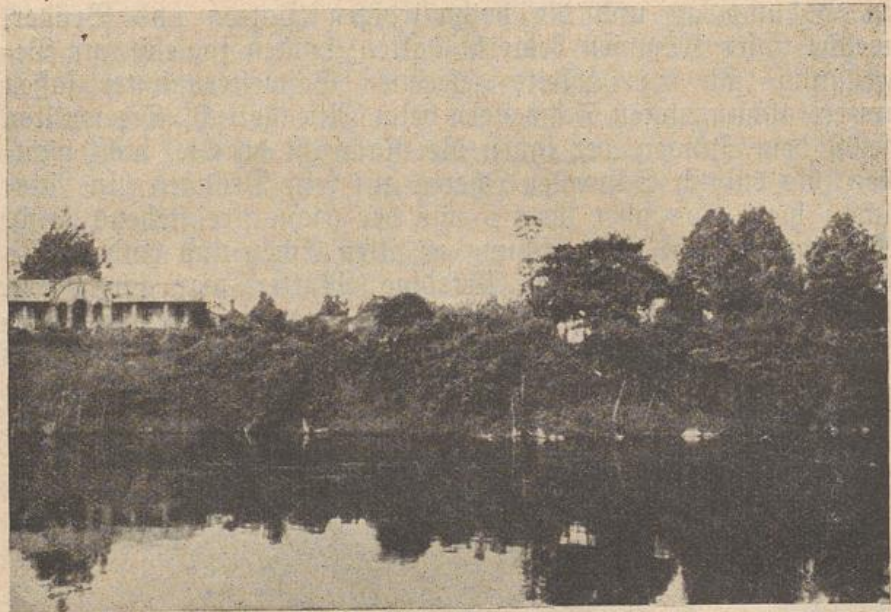
in Bokuma an und die hochwürdigen Patres und Brüder, welche unser Kommen bemerkt hatten, kamen sogleich zur Begrüßung. In dem abseits gelegenen Schwesternkloster saßen unsere ahnungslosen Schwestern beim Mittagstisch. Sie wollten selbst dem Jungen, der ihnen die Nachricht brachte, nicht glauben, bis endlich Schwester Oberin auf sein Drängen hin Ausschau hielt, uns aber bereits vor der Haustüre stehend fand. Da war freudige Überraschung an allen Ecken und Enden! Es dauerte nicht lange und Würdige Mutter war schon von schwarzen Krausköpfen umringt. Die Jugend sang ihre schönsten Lieder. Den dortigen Sitten gemäß teilte Würdige Mutter



Die Fahrt geht weiter in dem Boot mit dem Grasdach zur Bokuma-Mission  
(Photo: Archiv)

erst kleine Geschenke aus, dann kam aber die schwarze Schar mit ihren gebräuchlichen Gaben an: Hühner, Fische, Eier usw.

Das Klosterchen unserer Schwestern ist sehr praktisch eingerichtet. Ebenso die Schulräume und alle zur Mission gehörigen Gebäulichkeiten. Hier haben unsere Schwestern ein eigenes Hauskapellchen, wo sie ungestört ihre Pflichtgebete beim Heiland verrichten können. Die Kirche ist ebenfalls sehr geräumig. Bokuma hat auch ein kleines Priesterseminar, aber die Heranbildung des einheimischen Klerus verlangt noch viel Opfer und Gebet. Im nahegelegenen Dorf machten wir den Leuten auch einen Besuch. Man erkundigte sich recht teilnehmend nach Schwester Emma und Virgilia, welche die Mission vor mehreren Jahren wegen Krankheit verlassen mußten. Die guten Leute hier meinten ganz treuherzig: „Wir sind



Missionsstation Bokuma

(Photo: Archiv)

jetzt schon alt und grau, und so wird es auch den beiden Mamas gehen. Wir sehen ein, daß sie nicht mehr zu uns kommen können, aber wenn sie noch jung wären, dann müßten sie wiederkommen.

Die Pflicht mahnte zur Weiterreise. Das Stromschiff, welches der Mission gehört, wartete auf uns. Ein letzter Gruß beim Heiland, und es ging zum Ufer. Wir waren in guter Hut. Ein ehrwürdiger Bruder ist Schiffskapitän und hatte eine tadellose Zucht und Ordnung auf dem Schiff. Auf dem oberen Deck ist ein größerer Raum mit einem Altar. Mitreisende Priester können daselbst die heilige Messe lesen; sonst dient dieser Raum als Speisesaal für die Europäer. Schwarze Mitreisende hatten ihr Kochgeschäft auf den angehängten Rähnen betrieben. — Des Mittags legte unsere „Theresitta“, so hieß das Schiff, in Coquilhatville an. Wir gingen zur Missionsprokura und wurden von da mit Hab und Gut nach Bamania gebracht. Dorthin wollte auch eine Frau mit ihren zwei Kindern, welche in unserer Reisegesellschaft war. Der älteste Sohn ist Lehrer und an der Mission angestellt und will sich jetzt verheiraten. — Die besorgte Mutter und die guten Geschwister durften doch bei der Hochzeitsfeier nicht fehlen und brachten viele und große Geschenke mit. Einige große Körbe Maniok, Gemüse, Fische, Eier, Hühner, einen Papagei in einem niedlichen Körbchen, einen Ziegenbock usw. Alles kam zu unsern Habseligkeiten auf das Lastauto. Zum allgemeinen Gelächter ging das Hühnergefängnis auf und die Eingesperrten

200





Schwestern von Bamania mit der Würdigen Mutter.

(Photo: Archiv)

erfreuten sich rasch ihrer goldenen Freiheit. Nun wurden die Entflohenen von den Eigentümern verfolgt, und unser Vater Missionar half tatkräftig mit. Zum Schluß mußte man feststellen, daß für den Ziegenbock kein Platz mehr war. Mutter Nivarda, meine Wenigkeit, die schwarze Frau und die beiden Kinder mußten doch auch alle ein Plätzchen haben. Würdige Mutter saß beim Chauffeur. So ging's zum Städtlein hinaus! In einer Viertelstunde waren wir bereits in Bamania. Die Jugend umringte das Lastauto, wir wurden mit Freuden begrüßt. Auch unsere Mitreisenden wurden willkommen geheißen und die vielen großartigen Hochzeitsgeschenke bewundert.

Nun wollen wir uns Bamania etwas näher anschauen. Vor dem Klösterchen machten wir halt. Alle Wohngebäude müssen hier eine Veranda haben, sonst wären die Wohnräume der heißen Sonne zu sehr ausgesetzt. Auch die Eingeborenen verlängern ihr Grasdach an ihren Hütten, schlagen ein paar Pfähle ein, um ihre Wohnräume den glühenden Strahlen der Sonne zu entziehen.

Neben dem trauten Kapellchen ist eine Zahnklinik. Etwas abseits gelegen ein Krankenhaus, wo die arme Menschheit viel Gutes empfängt. Die Schulklassen sind hell und geräumig. Es werden 68 Kinder dort unterrichtet in der Nkundo-Sprache und im Französischen. Der Kindergarten wird von 52 kleinen Krausköpfen besucht. 14 junge Mädchen werden in Näh- und Hausarbeiten unterrichtet. Wir bewunderten die große Geschicklichkeit der Kinder, besonders in ihren Handarbeiten

und Stickereien. Die Kinder führten ein Theaterstück auf, mit einem Schliß und einer Gewandtheit, daß selbst die Besucher aus Coquilhatville darüber staunten. Die Jungen hatten zu diesem Zweck unter Leitung der ehrwürdigen Schulbrüder eine Festhalle aus Palmenblättern verfertigt.

Des andern Tags wanderten wir durch das Dorf. Immer wieder wurden wir von den Christen freundlich begrüßt und umringt. Eine Frau hatte es besonders wichtig, uns zu mustern vom Kopf bis zum Fuß. Sie stellte sich gerade vor mich hin und sagte im Predigerton in ihrer Muttersprache: „Du Ebenbild von Mama Marianna, gehe heim in dein Dorf, werde glücklich und Gott segne dich!“ Gewiß ein frommer Wunsch.

Auf unserer Wanderung galt selbstverständlich auch der stillen Friedhofsstätte ein Besuch, wo unsere tapferen Pionierinnen ihr Ruheplätzchen haben.

In Coquilhatville mußten wir noch einige Besuche machen. Die guten Schwestern Vinzentinerinnen stellten uns großmütig ihr Auto zur Verfügung. Es ist rührend, wie in dem fremden Erdteil alle Genossenschaften einmütig am Heile der Seelenrettung arbeiten. Alles geht Hand in Hand, wo geholfen werden muß, wird es mit großer Freizügigkeit getan. Auch wird die Missionsarbeit bedeutend erleichtert, wenn die Regierung mitarbeitet. Unsere Schwestern Theonilla und Bonifazia erhielten als Anerkennung für ihr langes Wirken in der Mission den Ritterorden von König Leopold. Schwester Thekla, Schw. Humiliana, Schw. Fides und Schw. Marianna empfingen die goldene Medaille.



## „Mein Lied dem König!“

(Aus stiller Zelle)

Dir singe ich mein Liedchen  
Ganz einfach und ganz schlicht,  
Dir, meiner Seele König,  
Bis mir das Herz einst bricht.

Kann nicht in hohen Weisen  
Dich preisen würdiglich,  
Doch siehst Du auf mich nieder,  
So mild, so königlich.

Kann nur mühselig stammeln,  
Was ich Dir sagen will:  
Vor Deiner Königswürde  
Hält sich Dein Würmlein still.

Drum flehe ich, o König,  
Mit kindlichem Vertrauen:  
O lasse all die Deinen  
Dich ewiglich einst schaun.

Sieh, wie die Hölle wütet,  
Wie uns umhüllt die Nacht!  
O zeig' in Kampfesstunden,  
Zeig, König, Deine Macht!

m. S.